

Berichte aus einer fremden Welt

Klaus Bittermann

»Deutschland ist ein schönes Land – mit Dörfern wie Juwelen und zerbombten Stadtruinen –, und wird von Schizophrenen bewohnt. Es gibt blühende Landschaften und schöne Aussichten; auf jedem Hügel thront ein Schloss. Die Weinberge an der Mosel und die frisch geplügten Felder sind fruchtbar. Makellose Birken und zarte Weiden säumen die Flüsse, und die winzigen Städte bestehen ganz aus pastellfarbenem Putz, so als wären sie ein modernes Aquarell mit Anspielungen auf das Mittelalter. Kleine Mädchen spazieren nach ihrer Erstkommunion in weißen Kleidern und Blumenkränzchen in der Hand herum. Die Kinder haben Stelzen, Murmeln, Kreisel und Reifen und spielen mit Puppen. Mütter nähen, putzen und backen, Bauern pflügen und eggen; alles wie bei richtigen Menschen. Aber das sind sie nicht. Sie sind der Feind. Dies ist Deutschland, und es ist Frühling.«

Was sich wie David Lynchs »Blue Velvet« anhört, der plötzliche Einbruch des Bösen in die Idylle, war nicht etwa nur ein Ressentiment, sondern hatte gute Gründe, denn die Frau, die die Deutschen so hasste, hatte die schöne Mosel gesehen *und* Buchenwald, am Morgen des 13. Aprils 1945, einen Tag nach der Befreiung des Lagers. Die Reporterin Lee Miller hastete mit einer Rolleiflex durch das Konzentrationslager und fotografierte das Unfassbare, um es möglichst lückenlos zu dokumentieren.

tieren. »Ich flehe Sie an zu glauben, dass dies wahr ist«, kabelte sie nach New York. Und der Chefredakteur der amerikanischen *Vogue* glaubte ihr. Zwei der Aufnahmen wurden groß abgedruckt und belegten Lee Millers eindrucksvolle Reportage: Ein Leichenberg im Hof des Krematoriums und ein am Strick baumelnder SS-Mann mit heraushängender Zunge. Angewidert und voller Hass schrieb sie über die KZ-Aufseher, die sich nicht schnell genug aus dem Staub gemacht hatten: »Einer dieser Herrenmenschen sieht wie Hitler aus. Jedesmal, wenn die Tür aufgeht, werfen sich einige ehemalige Insassen zu Boden und betteln um Gnade. Drei von ihnen waren seit Monaten als Spione im Lager. Ein SS-Mann hatte genug von allem und erhängte sich im Sitzen mit einem Strick, den er am Heizkörper befestigt hatte.«

Lee Millers Einstellung gegenüber den »Krauts« kann man als unerbittlich, rigoros und aggressiv bezeichnen, und manchmal war sie von erfrischender Ungerechtigkeit. Vor allem konnte sie nicht verstehen, dass das Böse und Grausame ganz öffentlich geschehen war, dass nichts versteckt wurde. Erschüttert von den Folterspuren der aus dem Gestapo-Gefängnis befreiten Häftlinge schrieb sie: »Beeindruckend an jenem Gefängnis war, dass es sich mitten im Herzen Deutschlands befand. Diese Taten wurden inmitten des Vaterlands begangen und nicht von Leuten, die sich nicht zu benehmen wissen wie Touristen, die sich Zigarren mit einem 1000-Francs-Schein anzünden. Diese Taten waren auch keine zügellosen Ausfälle einer kleinen Gruppe Verdammter, die ihre Energie nicht unter Kontrolle hatten und denen man nicht auf die Schliche kommen konnte oder die mit Einsamkeit und Langeweile entschuldigt wurden. Es waren nicht die gefürchteten SS-Männer, die gottgleiche Elite, es waren Nazis der unteren Befehlsränge und Angestellte der Regierung, ganz normale Leute.«

Je mehr sie sah, desto mehr hasste sie die Deutschen; und das entsprach ziemlich genau ihrer Kameraführung.

Wenn sie einen SS-Mann in Buchenwald als »wohlge-nährten Bastard« verflucht, dann blickt das Objektiv ihrer Rolleiflex den gefangenen Tätern, die nicht an Ort und Stelle von den Häftlingen umgebracht worden waren, direkt in die zerschlagenen und blutenden Gesichter mit ihren weit aufgerissenen Augen. Ihre Perspektive hat etwas vom sezierenden, teilnahmslosen Blick eines Insektenschers, den nur das Detail, die Sache interessiert, was ihrer Serie von Täterbildern eine kalte Grausamkeit verleiht. Zu dieser Serie gehört auch eine Aufnahme aus Buchenwald, die eine junge, gut genährte, im feschen Dirndl und in weißer Schürze umherstolzierende Frau mit verkniffenem Mund zeigt, als sie zusammen mit den Weimarer Einwohnern auf »Einladung« General Pattons das Lager besichtigen musste und offensichtlich fest entschlossen war, das ganze als eine propagandistische Inszenierung der Alliierten zu betrachten.

Dass Lee Miller in schweren Schnürstiefeln und in der amerikanischen Armeeuniform mit den riesigen Außentaschen im verwüsteten Deutschland unterwegs sein würde, daran hätte sie wahrscheinlich selbst im Traum nicht gedacht, als sie 1927 in New York die Karriere eines Foto-modells begann. Edward Speichen, der *Vogue*-Cheffotograf hatte im knabenhafoten Äußeren Lee Millers, in ihren kurzen, blonden Haaren und klaren Gesichtszügen die neue selbstbewusste Frau entdeckt, die natürliche Eleganz und Gelassenheit ausstrahlte und dabei ihren Blick verträumt und rätselhaft in die Ferne schweifen ließ.

Im Paris der Surrealisten zu Beginn der dreißiger Jahre hatte sie die Luft der Freiheit, der Liebe und der Kunst geatmet, und Picasso hielt gleich in vier Porträts ihre Schönheit fest. Als eine der fünf schönsten Frauen der Welt lagen ihr die Surrealisten zu Füßen, die nichts lieber taten, als mit ihr durch die Kneipen von Montparnasse zu ziehen. Cocteau huldigte ihr in seinem Film *Le sang d'un poète*, in dem sie eine Statue spielt, die sich plötzlich bewegt und das Bild verlässt. Gleich nach ihrer Ankunft

in Paris angelte sich Lee Miller den Fotografen Man Ray, der sie in die »französische Gesellschaft« einführte. In seiner Autobiographie äußert sich Man Ray angesichts der Bedeutung, die Lee Miller für ihn hatte, etwas spärlich über seine »damalige Schülerin«: »Schlank, wie sie war, mit blondem Haar und wunderschönen Beinen, wurde sie ständig zum Tanz entführt, und ich mußte mich allein um das Fotografieren kümmern. Ich freute mich über ihren Erfolg, ärgerte mich aber zugleich auch darüber – nicht wegen der zusätzlichen Arbeit, sondern aus Eifersucht; ich war verliebt in sie.« Lee Miller stand für viele Aufnahmen vor der Kamera, die Man Ray später berühmt gemacht haben. Z. B. der in keinem Katalog fehlende, von einem Schattenmuster bedeckte Torso oder die Nacktaufnahme, die Man Ray mit »Selbstmord« betitelte. Als seine Schülerin erlernte sie das Handwerk hinter der Kamera und erfand zusammen mit Man Ray die »Solarisation«. Irgendwann kommt es in der heftigen Liebesbeziehung mit Man Ray zum Zerwürfnis. 1932 verlässt sie das linke Seine-Ufer, aber Paris ist die Stadt, die sie liebt, und sie möchte später nicht einfach zusehen, wie die Deutschen die Pariser Cafés bevölkerten. Daran aber konnte sie nun einmal nichts ändern, doch bereits einen Tag nach der Befreiung war auch sie in der Stadt und eilte in Begleitung ihres Kollegen Robert Capa in die Rue des Grands Augustin, um ihren Freund Picasso zu umarmen, der während der deutschen Besatzung in Paris geblieben war.

Im Hotel Scribe hatten die hastig aufbrechenden Deutschen eine moderne Kommunikationsanlage zurückgelassen, die der internationalen Presse zur Verfügung gestellt wurde. Hierher kehrten die Kriegsreporter von ihren Ausflügen an die Front zurück. In der Hotelbar war nicht nur Hemingway ein häufig anzutreffender Guest, sondern auch Lee Miller und ihre Kolleginnen Janet Flanner, Martha Gellhorn und Margaret Bourke-White.

Janet Flanner, die »Doyenne der Pressekorresponden-

ten in Paris«, schrieb ihre wöchentlichen »Letters from Europe« für den *New Yorker* und Martha Gellhorn war für *Collier* unterwegs. Damals war das alles andere als eine Selbstverständlichkeit, denn den für Presseakkreditierungen zuständigen Stellen passte es nicht, dass sich Frauen bei den Kampftruppen herumtrieben. Auch die Zeitschriften waren nicht sehr begeistert, und Lee Miller gelang es erst nach heftigen Auseinandersetzungen, die Chefredaktion von *Vogue* davon zu überzeugen, sie, und nur sie, aufs europäische Festland zu schicken, denn pro Zeitung durfte nur eine Person unterwegs sein.

Martha Gellhorn wiederum hatte Probleme mit Hemingway, mit dem sie seit ein paar Jahren verheiratet war. Hemingway schnappte ihr zuerst gezielt den Job bei *Collier* weg, obwohl sich fast alle Zeitschriften um den berühmten Schriftsteller rissen, und anschließend unternahm er nichts, um sie an Bord der Pan-Am-Maschine nach London zu lotsen. Er wusste genau, wie wichtig ihr die ganze Sache war, denn in einem Brief hatte sie ihm mitgeteilt, dass sie »alles dafür geben würde, an der Invasion teilzunehmen und in Paris von Anfang an dabei zu sein«. Sie musste die weitaus gefährlichere Atlantiküberquerung per Schiff auf sich nehmen, und als sie in London angekommen war, hatte sie es mit »engstirnigen« Pressesprechern zu tun, die »regelrecht feindselig« wurden, als sie sich auf ein Lazarettsschiff schmuggelte, um auf das europäische Festland zu kommen.

Martha Gellhorn war jung, gutaussehend und erfolgreich, als Hemingway in »Sloppy Joe's Bar« in Key West ein Auge auf sie warf. Das war 1936, und da hatte sie schon in Paris für verschiedene Zeitschriften geschrieben, auf Capri einen Roman verfasst und als Interviewerin der »Federal Emergency Relief Administration« die »wahren Probleme der Arbeitslosen« erforscht. Ihre Berichte über Leid und Verzweiflung der Menschen veröffentlichte sie in dem Buch »The trouble I've seen«. H. G. Wells steuerte für die »bezaubernde Miss Gellhorn« ein Vorwort bei,

und selbst Amerikas First Lady Eleanor Roosevelt machte in ihrer Zeitungskolumne auf die »hübsche Collegeabsolventin« mit ihrem »exquisit Pariserischen ›esprit‹« aufmerksam: »Sie hat Verständnis für Menschen und Situationen und kann sie für uns lebendig machen.« Zehn Jahre später schlug sie sich ohne Pressekreditierung zu der »großartigen« 82. US-Luftlandedivision durch und sah den »Bomber-Boys« bei der Arbeit zu.

Keine der Kriegsreporterinnen war neutral. Ihre Sicht war subjektiv und ihr Standpunkt parteiisch. Sie waren für Demokratie, und Meinungsfreiheit war ihnen selbstverständlich. Verständnis für die Deutschen, die beides mit Füßen getreten hatten, konnte man von ihnen nicht erwarten. Je mehr sie sahen, was die Nazis angerichtet hatten, desto empörter reagierten sie auf ein Volk, das jegliche Schuld und Mitverantwortung an der Katastrophe leugnete. »Ein ganzes Volk, das sich vor der Verantwortung drückt, ist kein erbaulicher Anblick«, schrieb Martha Gellhorn nach ihrer ersten Begegnung mit der deutschen Bevölkerung, und sarkastisch schlug sie vor, das immer wieder zu vernehmende »Wir sind keine Nazis. Wir sind nie welche gewesen« zu vertonen – »dann könnten die Deutschen diesen Refrain singen«. »Niemand ist ein Nazi. Niemand ist je einer gewesen. [...] Ich habe acht Wochen lang einen Juden versteckt. Wir haben nichts gegen Juden; wir sind immer gut mit ihnen ausgekommen. Wir haben lange schon auf die Amerikaner gewartet. Ihr seid gekommen und habt uns befreit. Ihr seid gekommen, um uns einen Freundschaftsdienst zu erweisen. Die Nazis sind Schweinhunde. Wir haben von dieser Regierung die Nase voll gehabt. Ach, wie wir gelitten haben. Die Bomben. Wir haben wochenlang im Keller gelebt. Die Amerikaner sind uns willkommen. Wir haben keine Angst vor ihnen; wir haben keinen Grund zur Angst. Wir haben nichts Unrechtes getan; wir sind keine Nazis. Sie reden alle so. Man fragt sich, wie die verabscheute Nazi-Regierung, der niemand Gefolgschaft

leistete, es fertig brachte, diesen Krieg fünfeinhalb Jahre lang durchzuhalten. Nach allem, was sie so von sich geben, hieß kein Mann, keine Frau und kein Kind in Deutschland den Krieg auch nur einen Augenblick gut. Wir stehen mit fassungslosen und verächtlichen Gesichtern da und hören uns diese Geschichte ohne Wohlwollen an und ganz gewiss ohne Achtung.«

Diese hartnäckigen Unschuldsbeteuerungen waren jedoch nur die üblichen Lügen, mit denen die Besiegten die Alliierten hinters Licht zu führen versuchten. Ernstzunehmen waren die »Naziflunkereien« nicht, denn immerhin war die größte militärische Aktion in der Geschichte notwendig gewesen, um das Dritte Reich in die Knie zu zwingen, was deutlich machte, dass die Deutschen nicht die verführten und unterdrückten Wesen waren, als die sie sich anschließend gerne sahen. »Kein Deutscher fand, dass Hitler etwas falsch gemacht habe, außer dass er den Krieg verlor«, befand Lee Miller, und damit hatte sie die psychologische Lage präzise erfasst, denn die meisten Deutschen fühlten sich nicht befreit und machten die Alliierten für ihre Misere verantwortlich. Einem Bericht der US-Militärregierung (OMGUS) zufolge, lag der Anteil derer, die den Nationalsozialismus für eine »gute Idee« hielten, die nur schlecht umgesetzt worden war, Ende 1945 bei 50 Prozent, 1947 schon bei 55 Prozent, bei unter 36-jährigen sogar bei 68 Prozent.

»Die Masse der Deutschen denkt nach wie vor braun, wie sich die Deutschen selber ausdrücken«, schrieb Janet Flanner bei einem Berlin-Besuch im Sommer 1947, als sie sich an eine Art Bestandsaufnahme »Zur Lage der in vier Zonen aufgeteilten Stadt« macht. Aber nicht die Phrasen der großen Politik interessieren sie, sondern das Alltagsleben: dass der Sitzplatz in der U-Bahn, den früher zwei Berliner benötigten, heute für drei reicht; dass ein Pfund echten Kaffees auf dem Schwarzmarkt sechshundert Mark kostet; dass sie Eugen Kogons gerade erschienenem Buch »Der SS-Staat« nicht die geringsten Ver-

kaufschancen einräumt; dass der Geschichtsunterricht an den Berliner Schulen ausfällt, weil sich die Alliierte Kommandatur auf kein von allen vier Mächten akzeptiertes Geschichtslehrbuch einigen kann; dass die Entnazifizierungsexperten am liebsten alles hinschmeißen würden. »Nach der gröbsten Arbeit war das erste, was die Amerikaner in ihrer Zone und ihrem Berliner Sektor versucht haben, diesen jungen, verrückten Nazis eine gute und aufrüttelnde Lektion in Sachen Demokratie und Geschichte zu erteilen. Über diesen Schnellkurs in Demokratie für die Hitlerjugend lachen die Deutschen noch heute.« Janet Flanner vernimmt Klagen über den Hunger und die verlorenen Wohnungen, als ob die Deutschen die einzigen wären, die unter der Zerstörung gelitten hätten: Das Leid anderer interessierte sie nicht, und die Gaben von Ländern, die sie zerstören wollten, nahmen sie »eher nörgelnd als dankend« auf. »Natürlich wird keine hungrige Hausfrau zugeben«, schreibt Janet Flanner, »dass sie einen Krieg gewollt hat, der ihr nur Warteschlangen vor den Lebensmittelläden eingetragen hat. Die Nürnberger Prozesse haben die finsternen Pläne der Nazis ans Licht gebracht, doch der Durchschnittsdeutsche kann natürlich behaupten, dass er mit diesem Größenwahn nichts zu tun hatte. Die stehende Allerweltsformel in Berlin heißt: ›Damals war Krieg, aber jetzt ist Frieden.‹ Diese rätselhafte Bemerkung bedeutet, frei übersetzt, dass sich die Leute für den Krieg, den sie als ferne Historie betrachten, nicht verantwortlich fühlen und dass sie die Schuld an den Nöten und Wirren des Friedens den Alliierten zuschieben. Der Name Hitler wird nicht mehr erwähnt. Dunkel heißt es nur: ›Früher war es besser!‹, will sagen, unter Hitler.«

Als Janet Flanner Anfang der zwanziger Jahre nach Europa kam, hoffte sie, eine größere Offenheit in Fragen der Sexualität und Moral vorzufinden als in Indianapolis, wo sie herkam. Letztlich wäre sie jedoch genau aus diesen Gründen von den Deutschen in ein KZ gesteckt worden,

denn Janet Flanner war mit der sich zu ihrer Homosexualität bekennenden Theaterkritikerin Solita Solano befreundet und wohnte mit ihr gemeinsam im Hotel »Saint-German-des-Pres«. In Paris gehörten die beiden zu den Expatriates, einem kleinen Kreis von amerikanischen Künstlern und Schriftstellern im Exil, der »Lost Generation« um Natalie Barney, Djuna Barnes, Sylvia Beach, Kay Boyle, Gertrude Stein und Alice Toklas. Der aufkommende Faschismus zeugte für Flanner in erster Linie von schlechtem Geschmack, und lange Zeit glaubte sie, er ließe sich durch seine »Stillosigkeit demaskieren« (Klaus Blanc), aber als sie mit einer Flüchtlingswelle im September 1939 nach Bordeaux geschwemmt wurde, um nach New York überzusetzen, verschafften sich die politischen Verhältnisse gewaltsam Zutritt in ihr Leben. Sie ist bereits 53, als sie zurückkehrt, um genau zu beobachten, »was aus diesem bösen Europa wird«.

Deutschland war »tot und begraben« (Rebecca West), der Kontinent war so gründlich zerstört, dass niemand glaubte, es könnte noch eine Zukunft geben, und niemand traute Deutschland den »Luxus einer Demokratie« zu. Das Hitlerreich war zwar zerschlagen, aber die Angst davor, die »Saat der faschistischen Internationale« (Hannah Arendt) könnte jederzeit wieder aufgehen, saß tief. Janet Flanner erinnert an eine Parole, »die einige Hellsichtige zu Beginn der Überfälle von 1940 ausgaben: ›Genießt den Krieg! Der Frieden wird fürchterlich!‹« Von der kollektiven Depression, die sich über das Land gelegt hat, wurden auch die rastlos in Europa umherreisenden Reporterinnen angesteckt. Der Frieden ist auch für sie fürchterlich. Die Euphorie am V-E-Day, dem Victory in Europe, ist schnell verflogen. Das Ziel, dem sie entgegengefiebert hatten, war erreicht. Das Interesse an den Kriegsnachrichten verlor sich allmählich, weil man zu Hause selber genügend Sorgen hatte. »In selbstmörderischer Verfassung und am Rande chronischer Schwermut« sah der Chefredakteur Harold Ross vom *New York*

ker seine Pariser Korrespondentin Janet Flanner, als der »Honeymoon« der Befreiung vorüber war. Schlimm erwischte es auch Lee Miller. Der nach Tod und Verwesung riechende »Friede« war für Lee Miller wie ein Schock. Sie ergriff die Flucht nach Osteuropa, aber *Vogue* wollte keine obskuren Geschichten aus irgendwelchen obskuren Ländern mehr. 1947 kehrte sie von Erschöpfung und Krankheit gezeichnet nach England zurück, wo sie zu trinken anfing, bevor sie ihren Job an den Nagel hing und sich aufs Land zurückzog. Ihre Fotos verstaute sie in Schuhkartons und brachte sie auf den Speicher.

Selbst eine Veteranin wie Martha Gellhorn, die vorher bereits über den Spanischen Bürgerkrieg, die Kriege in Finnland und in China berichtet hatte, geriet aus dem Gleichgewicht. Sie ertrug es nicht, dass aus den Nazis schon bald wieder gut angesehene Bürger geworden sind. Und sie ertrug es nicht, dass ihre Artikel ungefähr so viel Gutes bewirkten, »als ob wir sie mit unsichtbarer Tinte geschrieben, auf Blätter gedruckt und in den Wind geworfen hätten. [...] Ich entwickelte einen absurd beruflichen Stolz darauf, dort hinzukommen, wo ich hinwollte, und meinen Text rechtzeitig nach New York zu schicken, aber ich konnte mir nicht einreden, dass auch nur ein Hahn nach meiner Arbeit als Kriegsberichterstatterin krähte.«

In der unmittelbaren Nachkriegszeit des zertrümmerten Deutschland machte sich eine eigenartige Realitätslosigkeit breit, die auch Hannah Arendt während eines Besuchs in Deutschland 1952 auffiel: »Doch nirgends wird dieser Alptraum von Zerstörung und Schrecken weniger verspürt, und nirgendwo wird weniger darüber gesprochen als in Deutschland. Überall fällt einem auf, dass es keine Reaktion auf das Geschehene gibt, aber es ist schwer zu sagen, ob es sich dabei um eine irgendwie absichtliche Weigerung zu trauern oder um den Ausdruck einer echten Gefühlsunfähigkeit handelt. Inmitten der

Ruinen schreiben die Deutschen einander Ansichtskarten von den Kirchen und Marktplätzen, den öffentlichen Gebäuden und Brücken, die es gar nicht mehr gibt. Und die Gleichgültigkeit, mit der sie sich durch die Trümmer bewegen, findet ihre genaue Entsprechung darin, dass niemand um die Toten trauert; sie spiegelt sich in der Apathie wieder, mit der sie auf das Schicksal der Flüchtlinge in ihrer Mitte reagieren oder vielmehr nicht reagieren. Dieser allgemeine Gefühlsmangel, auf jeden Fall aber die offensichtliche Herzlosigkeit, die manchmal mit billiger Rührseligkeit kaschiert wird, ist jedoch nur das auffälligste äußerliche Symptom einer tiefverwurzelten, hartnäckigen und gelegentlich brutalen Weigerung, sich dem tatsächlich Geschehenen zu stellen und sich damit abzufinden.«

Je mehr die zeitliche Distanz zum Nationalsozialismus wächst, desto größer scheint das Interesse an ihm zu werden. Noch nie gab es so viele Bücher über die Judenvernichtung und das Dritte Reich, noch nie so viele Diskussionen, Gedenkveranstaltungen, Symposien und Forschungsprojekte, noch nie war das Thema so bestsellertauglich wie heute. Aber je näher man hinschaut, desto fremder schaut es zurück. Die Berichte der Betroffenen sind unzuverlässig und merkwürdig entrückt, als hätte sich die »kollektive Amnesie« (H.M. Enzensberger) über ihre Erinnerungen gelegt. Die Journalistinnen hingegen, die in der angelsächsischen Tradition der großen Reportage standen, bieten vielleicht nicht die gesichertsten Überlieferungen, aber ihr Blick war distanziert und fremd und deshalb von umso größerer Tiefenschärfe, denn sie ordneten die Realität, die Widersprüche und irritierende Beobachtungen nicht einer vorgefassten Meinung oder Ideologie unter, sondern ließen sie für sich sprechen. Vielleicht vermitteln ihre für den Tag geschriebenen Artikel aus diesem Grund eine ziemlich genaue und lebendige Vorstellung vom Krieg und seinem Elend.